

\*  
\* \*

COOK, J.A. — Time and the Biblical Hebrew Verb. The Expression of Tense, Aspect, and Modality in Biblical Hebrew. (Linguistic Studies in Ancient West Semitic, 7). Eisenbrauns, Winona Lake, 2012. (24 cm, XVI, 384). ISBN 978-1-57506-256-3. \$ 54.50.

Nach der fortschreitenden Differenzierung bei den neueren Untersuchungen zum althebräischen Verbalsystem sind nun immerhin die drei hauptsächlichlichen Sprachstufen abgedeckt: die archaische Poesie, die zumindest in der nordamerikanischen und israelischen Forschungstradition als Kategorie eigenen Rechts anerkannt ist, mit Tania Notarius, *The Verb in Archaic Biblical Poetry. A Discursive, Typological, and Historical Investigation of the Tense System*, Leiden 2013 (dazu ausführlich Rez., *BiOr* 76 [2019], 317–332); das Spät-Biblisch-Hebräische mit Ohad Cohen, *The Verbal Tense System in Late Biblical Hebrew Prose*, Winona Lake 2013 (ebenfalls besprochen von Rez. in *BiOr* 76 [2019], 150–155); und die klassische Sprachstufe mit dem angezeigten Werk. Alle drei sind nach Jahren der Umarbeitung – in diesem Fall einem geschlagenen Dezennium – aus Dissertationen hervorgegangen und unterscheiden sich in Ansatz und Durchführung erheblich. Während Cohen einen methodisch bedenklichen, wissenschaftlich veralteten und im Ergebnis unbedeutenden Aufguß vorlegt, liefert Notarius eine ausführliche, doch theoretisch leichte und zuweilen redundante, gleichwohl angenehm textnahe Detailinterpretation fast des

gesamten für sie relevanten Corpus und John Cook im Gegenzug eine besonders ehrgeizige typologisch-linguistische Fundierung, allerdings mit nur wenigen Einzelinterpretationen sowie in den Verallgemeinerungen durchaus Angriffsfläche für Kritik.

Eine zuverlässige hermeneutische Absicherung ist nun gerade bei diesem komplizierten Thema unerlässlich, weil sich zu ihm bis heute vornehmlich Bibelinterpreten ohne sprachwissenschaftliche Schulung äußern und als Folge fehlender Vertrautheit mit grundlegenden Begriffen und Kategorien im Hochgebirge der Analyse versteigen. In welche Nebel linguistische Flachlandbewohner durch untaugliche Ausrüstung geraten, hat derselbe Verf. inzwischen auch in einer treffenden Rezension zu einem besonders krassen Vertreter dieser Spezies gezeigt; dabei läßt er an Klarheit nichts zu wünschen übrig: „Putting Old Wine in New Wineskins: A New Synthesis of the Verbal System of Biblical Hebrew that is neither New nor a Coherent Synthesis“, *Hebrew Studies* 55 (2014) 379–388. Wie man es besser machen kann und muß, zeigt er mit seiner eigenen Monographie (wo er demselben Autor bereits auf S. 141–143 den überfälligen Hegeabschuß verpaßt hat). Anders als viele andere Darstellungen richtet sie sich nicht auf die praktische Vermittlung durch Belegwüsten mit weitestgehender Komplexitätsreduktion, sondern auf die wissenschaftliche Ergründung.

In den logisch aufgebauten, insgesamt angemessen gewichteten vier Hauptkapiteln spiegelt sich der streng linguistische Zugriff, da hier im Unterschied zu den gängigen Grammatiken und dem Gros der Spezialliteratur nicht eine Formkategorie nach der anderen besprochen und ihre auf simple Etiketten begrenzte semantische oder pragmatische Funktion durch kontextlose Beispiele bebildert, sondern stets vom System aus gedacht wird. Zunächst arbeitet Verf. in Auseinandersetzung mit der europäischen grammatischen Tradition „A Theory of Tense, Aspect, and Modality“ aus (S. 1–76), dann stellt er dieser mit „Tense, Aspect, and Modality in Biblical Hebrew“ (S. 77–175) den auf Hauptlinien konzentrierten, in diesen gleichwohl eingehend referierten hebraistischen Forschungsstand im Lichte der heute bekannten diachronischen Grundlagen der hebräischen Konjugationen innerhalb des vergleichend-semitischen Befundes gegenüber, appliziert beide auf „The Semantics of the Biblical Hebrew Verbal System“ (S. 176–271) und unterscheidet am Ende davon ausdrücklich „Semantics and Discourse Pragmatics of the Biblical Hebrew Verbal System“ (S. 272–338), die gerade wegen der naturgemäß exegetisch-literaturwissenschaftlichen Prägung der Hebraistik der letzten Jahrzehnte zunehmend an die Stelle der sie erst begründenden semantischen Bedingungen treten. Sich auf die Sache konzentrierend verzichtet er auf eine langwierige Hinführung und eine abschließende Wiederholung in den Konklusionen. Der Kern ist aber im bündigen Vorwort (S. ix–xi) zusammengefaßt, die Einzelergebnisse am Ende jedes Kapitels. Das erfordert eine aufmerksame Auseinandersetzung.

Zunächst werden die relevanten konzeptuellen Kategorien differenziert – samt einer Skizze ihrer Vorgeschichte bis in die griechisch-römische Philosophie – sowie auf hohem Abstraktionsniveau definiert. Beim Tempus richtet Verf. sich auf das vor-, gleich- oder nachzeitige Lageverhältnis von Sprech- und Ereigniszeit relativ zu keinem, einem oder mehreren Referenzpunkten nach den modernen Verfeinerungen der Theorie Hans Reichenbachs. Der Aspekt, der die zeitliche Kontur spezifiziert, wird sinnigerweise unterschieden in

einerseits die lexikalische Aktionsart (bestehend aus den hier voneinander getrennten Phänomenen „phasal aspect“ und „situation aspect“), die eine Situation in der Phase zwischen Anfang (ingressiv), Mitte (iterativ, habituell, kontinuativ, resumptiv) und Ende (kompletiv) ihrer Struktur nach charakterisiert als Zustand, Aktivität, Vollbringung oder Errungenschaft (abhängig davon, ob diese Situation die Merkmale „stufenweise“ und/oder „telisch“ trägt), und den grammatischen Aspekt andererseits, der es einem Sprecher ermöglicht, einen Sachverhalt vergleichbar der Brennweite einer Kamera wahlweise als begrenzt (perfektiv) oder unbegrenzt (imperfektiv) darzustellen, also als abgeschlossenes Panorama oder als unabgeschlossenes Porträt. Daneben unterscheidet Verf. Perfekt (resultativ) und Progreß (im Verlauf) als Aspekte, aber das ist strittig: Perfekt wird oft temporal interpretiert, Progreß gehört zum Imperfektiv. Definiert man auch die Referenzzeit nicht als Punkt, sondern – im weitesten Sinne – als Intervall, entsteht durch ihr Verhältnis zur Ereigniszeit eine (auf unterschiedliche Weisen formalisierbare) Verzahnung von Tempus und Aspekt: beim perfektiven Aspekt umfaßt die Referenzzeit ein vollständiges Intervall, beim imperfektiven nur einen Ausschnitt davon. Die verschiedenen grammatischen, semantischen und pragmatischen Einflüsse auf die allen aspektuellen Phänomenen zugrundeliegende Kategorie „(un)begrenzt“ verhindern aber eine völlige Korrelation.

Modalität schließlich betrifft die im Bewußtsein eines Sprechers in Graden unterscheidbare Wirklichkeit oder Unwirklichkeit (was das eigentlich ist, berührt zugleich grammatische, logische und sprachphilosophische Fragen, weshalb sich das Phänomen der Modalität nach Ansicht von Rez. schwerer greifen läßt als Tempus oder Aspekt) eines Sachverhaltes zu einer bestimmten Zeit. Sie wird meist weiter differenziert in epistemisch (Beurteilung, ob ein Sachverhalt zutrifft), deontisch (Genehmigung oder Verpflichtung eines Geschehens) und dynamisch (mögliche Ausführung einer Handlung) oder in Aussage- (epistemisch) und Ereignismodalität (deontisch und dynamisch), seltener in subjektiv und objektiv/intersubjektiv. Einzelsprachlich kann sie eine Verbindung eingehen mit der grammatischen Kategorie des Modus, die aber generell binär Indikativ und Subjunktiv oder, laut Verf. besser, da sprachübergreifend, Realis (wirklich) und Irrealis (zum Sprechzeitpunkt nicht unbedingt zutreffend) kontrastiert. Nur eine integrative Behandlung von Tempus, Aspekt und Modalität wird folglich den semantisch grundierten gegenseitigen Bezügen zwischen diesen drei nicht aufeinander reduzierbaren, doch allesamt um das Phänomen der Zeit kreisenden – daher auch der Titel des Buches – Elementarkategorien gerecht.

Einen markanten Kontrast zu solchen fortgeschrittenen theoretischen Überlegungen bildet im zweiten Kapitel das Restümee der Tempus-Aspekt-Diskussion in der Hebraistik. Vom doppelten Erbe ihrer zunächst übersetzungsorientierten und daher synchron-deskriptiven, dann zunehmend diachron-vergleichenden Fachkultur zehren zumal die in Auswahl eingehender referierten Ansätze des letzten halben Jahrhunderts. Indem sie meist Tempus und Aspekt einerseits oder Semantik und Pragmatik andererseits gegeneinander ausspielen, streben sie fast immer nach Vereinfachung. Die induktive Suche nach einem adäquaten Verständnis der Einzelbelege angesichts der zahlreichen und scheinbar widersprüchlichen Funktionen der wenigen hebräischen Formkategorien hatte bereits ihren Höhepunkt erreicht mit Samuel Rolles Drivers

*A Treatise on the Use of the Tenses in Hebrew*, 1892 in dritter Auflage erschienen.

Aber die historisch abgesicherte Rekonstruktion des älteren westsemitischen Verbalsystems, aus dem das hebräische sich entwickelt hat, entzog durch die Entzifferung des Ugaritischen als *missing link* zwischen dem Akkadischen des dritten und zweiten und den syro-palästinischen Sprachen des ersten Jahrtausends v.Chr., der im Kanaanäischen der gleichfalls späthronzeitlichen Amarnabriefe direkte morphosyntaktische Parallelen besitzt, allen älteren Darstellungen den Boden. Mit dem nun sicheren Erweis, daß im hebräischen „Imperfekt“ eine ursprünglich selbständige „kurze“ und eine „lange“ Konjugation mit je eigenem Funktionsspektrum zusammenkommen und im Hebräischen, abgesehen von morphologischen Unterschieden in einigen Verbklassen, nur mehr durch die nun obligatorische Erststellung des „Kurzimperfektes“ gegenüber der Nicht-Erststellung des „Langimperfektes“ unterschieden werden, wurde deutlich, daß, wie der geniale Hans Bauer schon 1910 antizipiert hatte, jedes Bemühen, das auf der Kurzform beruhende hebräische *imperfectum consecutivum* aus dem der alten Langform entsprechenden „Imperfekt“ zu erklären, auf Sand gebaut war. Trotzdem bleiben die Funktionen des alten Subjunktivs und der beiden Energici sowie der Ursprung des hebräischen *perfectum consecutivum* immer noch dunkel; am *status quaestionis* hat sich im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert nicht viel geändert.

Die Darstellung gibt in im großen und ganzen ordentlicher sowie nachvollziehbarer Weise die herrschende Meinung wieder, ihr fehlt indes der letzte Feinschliff: Veraltetes wie die vormoderne Ansicht des *waw conversivum*, Zweitrangiges wie die Frage, ob nun Ewald eigentlich den Aspektbegriff eingeführt habe, und anderswo ausführlich Aufgearbeitetes wie die Klassifikation der semitischen Sprachen wird auf S. 77–107 weitaus eingehender behandelt als beim Hauptthema des Buches nötig. Dagegen mag man nicht nur den auch bei Drivers verfehlter historischer und semantischer Gesamtinterpretation bleibenden Wert seiner vielen dank einem philologisch herausragend geschulten Sprachgefühl gelungenen Einzelbeobachtungen positiver würdigen (so etwa knapp John Adney Emerton, „Samuel Rolles Driver 1846–1913“, in: Clifford Edmund Bosworth [Hg.], *A Century of British Orientalists*, Oxford 2001, 123–138, bes. S. 132). Wichtiger wäre es, die nach einer detaillierten Aufstellung überholter Forschungsmeinungen nur angerissene und im Gegensatz zum Amarna-Kanaanäischen auch nicht an Texten erläuterte, aber für das Hebräische auch wegen einer gemeinsamen poetischen Tradition höchst relevante funktionale Opposition zwischen „Langimperfekt“ und „Kurzimperfekt“ in ugaritischer Dichtung schärfer zu fassen (dazu Rez., *BiOr* 67 [2010], 367–371, bes. S. 369–371, mit Beispielen und weiterer Literatur, woraus deutlich wird, daß Edward Greensteins mehrmals wohlwollend aufgegriffene Hypothese der Austauschbarkeit beider Konjugationen einer kritischen Überprüfung nicht standhält und ins Archiv der Wissenschaftsgeschichte wandern sollte).

Auch die soziokulturellen Bedingungen für das keineswegs selbstverständliche Entstehen des im Semitischen innovativen klassisch-hebräischen Verbalsystems mit seinen *tempora consecutiva* aus der Genese einer ebenfalls neuen erzählenden Prosaliteratur im Übergang zur Monarchie und vor dem Hintergrund dezentral aufstrebender, uneinheitlicher narrativer Stile, die an den syro-palästinischen Fürstenhöfen

gepflegt wurden, verdienten wenigstens eine kurz Skizze. Was Rez. davon denkt, hat er in „Untypical *wayyiqtol* Forms in Hebrew and Early Linguistic Diversity“, in: Ethan C. Jones (Hg.), *The Unfolding of Your Words Gives Light. Studies on Biblical Hebrew in Honor of George L. Klein*, University Park 2018, 21–37, bes. S. 25–28, knapp zusammengefaßt; siehe dort weiterhin S. 34–36 für die Korrektur der leider auch von Verf. auf S. 119 mit Anm. 46 wiederholten irrigen Ansicht, im Altaramäischen lasse sich ein präteritales „Kurzimperfekt“ positiv belegen: das ist nachweislich falsch.

Ebenso werden die repräsentativen Beispiele für die divergierenden Hauptströme der noch umfassend aufzuarbeitenden Forschungsgeschichte des letzten halben Jahrhunderts – primär aspektuell, primär temporal, primär erzähltechnisch – korrekt rezipiert und ihre Abhängigkeiten erfaßt. Dabei identifiziert Verf. mit sicherem Blick sofort die Schwachpunkte. Allerdings scheint das ausführliche Referat selbst von Theorien, die nicht einmal basalen sprachwissenschaftlichen Ansprüchen genügen (z.B. S. 128–129 oder 141–143), unverhältnismäßig. Wer je vom Aganippe-Quell der Linguistik gekostet hat, reagiert auf Furulis oder Joostens widersprüchliche, seit Jahrzehnten veraltete, nie anerkannte Methoden unselbständig implementierende sowie nur auf fragwürdiger Textinterpretation beruhende Ansichten wie ein geschulter Gaumen auf Trinkmarmelade im Tetrapack. Insgesamt führt die Verpflanzung der Kategorien Tempus, Aspekt und Modalität aus ihrem Fachdiskurs in die Bibelwissenschaft durch Leute, die offensichtlich zu einem großen Teil gar nicht wissen, was damit gemeint ist, zu viel Irrsal und Wirrsal; das wäre nicht anders, wenn sich Generativisten oder Typologen auf einmal zur Pentateuchkritik oder zur Zionstheologie äußerten.

Assoziiert man indes die Verbalformen ausschließlich mit pragmatischen Effekten wie Vordergrund gegenüber Hintergrund, Erzählung gegenüber direkter Rede oder zeitlicher Folge gegenüber nicht-linearer Anordnung, führt das, wie Verf. darlegt, abgesehen von den zahlreichen Ausnahmen bei jedem Zuordnungsmodell, zu dem Zirkelschluß, daß diese Wirkungen nicht unabhängig von den mit ihnen verbundenen Verbalformen bestimmt werden könnten. Die temporale, aspektuelle oder modale Semantik könne dann überdies nur aus dem Kontext gewonnen werden, müsse dort aber auch irgendwie hineingelangen, woran wiederum doch die Verben beteiligt sein dürften. Aber welche Schwerpunkte man auch setzt, am Ende sind die gewandelten Einflüsse auf das Studium des hebräischen Verbalsystems in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts deutlich geworden: die Auseinandersetzung mit dem historisch-vergleichenden Befund, mit dem Strukturalismus, mit syntaktischen Mustern, mit dem Phänomen der Modalität und mit der Erzähltechnik einzelner Texttypen.

Man darf inzwischen hinzufügen, daß zumindest verhaltene Anregungen aus der kognitiven Sprachwissenschaft wie Vorboten einer neuen Phase anmuten, die sich stärker auf die Interaktion und gegenseitige Bedingung von Tempus, Aspekt und Modalität richtet als auf ihre Gegenüberstellung; den Arbeiten Andrasons wird Verf. nicht immer gerecht. Außerdem werden sich diachrone Zugänge im Dialog mit intelligenter Stil- und Literarkritik verstärkt Datierungsfragen der biblischen Schriften stellen müssen, ohne in der naiven, mittlerweile aber offenbar erschöpften Gegenüberstellung von „Klassisch-/Standard-Biblisch-Hebräisch“ und „Spät-

Biblisch-Hebräisch“ aufzugehen (an der Tatsache, daß da inzwischen die Luft raus ist, lassen einschlägige Sammelbände der letzten Zeit keinen Zweifel, vgl. Rez., *BiOr* 71 [2012], 810–816).

Für seine eigene Analyse zieht Verf. aus den Sackgassen der Forschungsgeschichte den Schluß, daß eine induktive Funktionsbestimmung auf Grund von Einzelbelegen im Kontext zu subjektiv sei, weil man dabei ohne Korrektiv durch die muttersprachliche Innenschau nur diejenige temporale, aspektuelle und modale Schattierung oder pragmatische Wirkung finde, nach der man von Anfang an suche, und alle daraus gewonnenen Statistiken mithin keinen unabhängigen Aussagewert besäßen. Die Überprüfung könne daher am ehesten an dem äußeren Kriterium erfolgen, ob ein System als ganzes diachron-sprachtypologisch überhaupt plausibel sei (S. 174–175). Dazu muß man allerdings ergänzen, daß typologische Untersuchungen ihrerseits einzelsprachliche Funktionsanalysen voraussetzen, die sie mit ihren vergleichenden Übersichten von Dutzenden wenn nicht Hunderten verschiedener Sprachen naturgemäß nur aus zweiter oder dritter Hand und unter einem teils erheblichen Verlust an Tiefenschärfe übernehmen können. So findet man in einschlägigen Werken mitunter das Biblisch-Hebräische als Beispiel für eine „tempuslose“, „aspekt-prominente“ oder was auch immer für eine Sprache, obschon ja genau das die Frage ist (siehe Rez., *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*, Wiesbaden 2004, S. 8 mit Anm. 21). Statt dessen dürfte das philologisch durchgebildete Urteil noch in großer Dunkelheit zuverlässiger Spuren eines Lichtes entdecken können, das zur Wahrheit führt, als Verf. ihm zubilligen will, wenngleich ein entsprechender Anspruch auf Objektivität nur schwer zu formalisieren ist. Damit berührt die Tempus-Aspekt-Modalität-Debatte im Hebräischen zugleich ein zentrales Problem der hermeneutischen Wissenschaften.

Im dritten und wichtigsten Kapitel kommt die aus der linguistischen wie der hebraistischen Diskussion gelehrte Lektion dann zum Einsatz. Verf. setzt in Übereinstimmung mit bewährten sprachwissenschaftlichen Modellen Tempus, Aspekt und Modalität als deutlich voneinander unterscheidbare Grundkategorien mit jeweils eigener Bedeutung an und assoziiert diese mit den einzelnen Konjugationen (auf S. 270 abschließend in einem Diagramm visualisiert); es sind dies das „Perfekt“, das „Langimperfekt“, das *imperfectum consecutivum* sowie der Jussiv („Kurzimperfekt“) und der Imperativ. Das Partizip sei, wie er – im Gegensatz zu vereinzelt anderslautenden Meinungen in der Literatur – ganz korrekt bemerkt (u.a. auf S. 199 und 224), als adjektivisches Prädikat noch nicht voll ins Verbalsystem integriert. Das *perfectum consecutivum* ordnet er allerdings der „Irrealis“-Funktion der „Perfektes“ zu und leugnet damit seinen Status als eigene Konjugation. Durch verschiedene syntaktische und pragmatische Faktoren manifestiere sich die rein abstrakte, allgemeine Bedeutung in konkreten, spezifischen Verwendungen. Da seiner Meinung nach dem Aspekt, genauer gesagt: dem von *phasal aspect* und *situation aspect* unterschiedenen *viewpoint aspect*, typologisch ein Primat zukomme (S. 139; 201), entspreche die „generelle“ Bedeutung zugleich aspektuellen Oppositionen. Ihr Zentrum bilde, gemäß einer vor allem in vergleichend-semitistisch ausgerichteter Forschung gängigen Lehrmeinung, die Differenz zwischen dem perfektiven „Perfekt“ und dem imperfektiven „Langimperfekt“.

Auf diese Weise knüpft Verf. einerseits an die grammatische Tradition mit ihrer Taxonomie einzelner, in der Bibelwissenschaft vor allem von der Übersetzungspraxis geforderter Gebrauchsweisen an, liefert aber andererseits eine linguistische Erklärung für die Unterscheidbarkeit der Formen, da sie ja offensichtlich nicht austauschbar sind. Diskurspragmatische Effekte stellten Epiphänomene eines bestimmten semantischen Profils dar, keine Grundbedeutungen. Er will damit eine in den Standardgrammatiken an sich ganz gängige Funktionsanalyse linguistisch elegant und kohärent begründen, ohne den Nuancenverlust naiv-monolithischer Erklärungen im Stile von „Die hebräischen Verbalformen bezeichnen Tempus, wie schon die mittelalterlichen Grammatiker wußten – es gibt eben nichts Neues unter der Sonne“ gegenüber „Die hebräischen Verbalformen bezeichnen den Gegensatz von perfektiv und imperfektiv, so wie alle älteren semitischen Verbalsysteme, weil man sonst ‚Perfekt‘ und ‚Langimperfekt‘ bei verschiedenen Zeitstufen nicht erklären kann“ zu erleiden. Das Ergebnis ist eine im positiven Sinne konservative Darstellung der bereits aufgearbeiteten – doch, wie zu sehen sein wird, noch nicht in allen Verzweigungen verstandenen – Sprachwirklichkeit in einem modernen Gewand. Aber ist es ein Maßanzug?

Einzigartig kann man ein solches Vorgehen jedenfalls nicht nennen: unabhängig von Verf. hatte Rez. mit *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*, Wiesbaden 2004, für das Aramäische einen in mancher Hinsicht ähnlichen Weg beschritten und in dem Aufsatz „Probleme der Vermittlung von Tempus, Aspekt und Modalität im Hebräischen“, *Kleine Untersuchungen zur Sprache des Alten Testaments und seiner Umwelt* (KUSATU) 12–14 (2011), 7–39, auf das Klassisch-Hebräische appliziert; ein Resümee der Ergebnisse findet sich auch in „Ancient Hebrew“, in: Rez. (Hrsg), *Languages from the World of the Bible*, Berlin und New York 2012, 76–110, hier S. 95–103. Der Unterschied besteht freilich darin, daß Verf. den perfektiven sowie den imperfektiven Aspekt als die eine generelle, den Einzelfunktionen übergeordnete und ihnen vorausgehende Kategorie betrachtet, den Mehrwert einer solchen weiteren Reduktion aber nirgends plausibel begründet. Dagegen bevorzugt Rez. es, mit semantischen Spektren jeder Konjugation zu arbeiten, bei denen Tempus, Aspekt und Modalität sich als Folge konzeptueller Überschneidungen durchdringen und ebenfalls erst in der konkreten Verwendung einer Form Kontur gewinnen, ohne daß jedoch eine dieser drei Kategorien noetisch oder entwicklungsgeschichtlich primär sei.

Die Unterscheidbarkeit bleibt auch hier gewährleistet, weil die semantischen Spektren nicht identisch sind: beim *imperfectum consecutivum* perfektive Vergangenheit; beim „Kurzimperfekt“ deontische Modalität (der alte präterital-perfektive Gebrauch, den das *imperfectum consecutivum* bewahrt, hat sich nur rudimentär erhalten, etwa in archaischer Dichtung); beim „Langimperfekt“ imperfektiver Aspekt bei im Kontext vergangenen Sachverhalten in Erzählungen, außerhalb von Erzählungen Gegenwart-Zukunft sowie epistemische Modalität, die alle miteinander korrelieren; beim *perfectum consecutivum* imperfektiver Aspekt bei präteritalen Sachverhalten (in Erststellung nach syndetischem Anschluß anstelle des „Langimperfektes“ verwendet) und deontische Modalität nach vorausgehender modaler Aussage; und beim „Perfekt“ wohl am ehesten relative Vorzeitigkeit (außerhalb der Erststellung anstelle des *imperfectum consecutivum*). Alternativ könnte man es mit dem perfektiven Aspekt

verbinden, aber das ist aus dem hebräischen Befund nicht zu erheben. Auch Verf. kann für die aspektuelle Interpretation dieser Form letzten Endes ausschließlich auf typologische Überlegungen verweisen, nicht etwa auf Minimalpaare, die den Gegensatz innersprachlich verdeutlichen würden, da sich der Gebrauch des „Perfektes“ als Performativ oder als Futurperfekt in untergeordneten Nebensätzen im Prinzip mit einer relativen Tempustheorie gut erklären ließe (vgl. z.B. Stefan Weninger, *Das Verbalsystem des Altäthiopischen*, Wiesbaden 2001, 309–313, für die analogen Verhältnisse des Ge'ez). Gleichrangige Interaktionen zwischen Tempus, Aspekt und Modalität dagegen können historisch-semitistisch, typologisch-vergleichend und kognitiv-theoretisch ohne weiteres abgesichert werden (siehe Rez., „Some General Remarks on Interactions between Aspect, Modality, and Evidentiality in Biblical Hebrew“, *Folia Orientalia* 49 [2012], 225–232, mit relevanter Bibliographie zur typologischen Sprachwissenschaft).

Weil Verf. es sich zum Ziel gesetzt hat, das System in seinen gegenseitigen Bezügen darzustellen, ist der Hauptteil nicht nach den Einzelformen strukturiert, sondern nach den zugrundeliegenden Konzepten, anders als in der Einleitung aber nicht in der Reihenfolge ihrer wissenschaftlichen Erschließung Tempus, Aspekt, Modalität, sondern gemäß ihrer hier postulierten Dominanz im Hebräischen, also, in jeweils abnehmendem Umfang, Aspekt, Modalität und Tempus. Das ist zweifellos sinnvoll (Rez. hat es in seiner Monographie zum Reichsaramäischen bewußt genauso gemacht), doch weil immer nur wenige Beispiele ohne eingehende kontextuelle Diskussion – und ohne Auseinandersetzung mit der exegetischen Literatur – zur Illustration herangezogen werden, bleibt die Darstellung mitunter schematisch. Nicht korrekt ist in jedem Fall die Bemerkung, daß stativische Verben im *imperfectum consecutivum* „always express past states“ (S. 195; beim Verweis auf die vollständige Liste der entsprechenden Wurzeln in dem Buch von Godfrey Driver korrigiere „chap. 7“ zu „chap. 6“), da z.B. *wayyigbah* in 1 Sam 10,23 „da überragte er“ oder *wattikbad* in 1 Sam 31,3 „da wurde heftig“ (beide hier nicht besprochen, doch vgl. Rez., „Probleme der Vermittlung von Tempus, Aspekt und Modalität im Hebräischen“, *Kleine Untersuchungen zur Sprache des Alten Testaments und seiner Umwelt* [KUSATU] 12–14 [2011], 7–39, hier S. 20 mit Anm. 19) ja eine ingressive Bedeutung haben, weil sie keine Begleitumstände bezeichnen, sondern Glieder einer voranschreitenden Handlung. Auch die stativische Interpretation bei 'hb in Gen 29,18 (S. 290) ist fragwürdig, da das *imperfectum consecutivum* von diesem Verb bei Menschen als Objekt fast immer eindeutig „liebgewinnen“ oder fallweise „bevorzugen“ bedeutet (vgl. Gen 24,67; 25,28; 29,30; Ri 16,4; 1 Sam 16,21; 18,20; 2 Sam 13,1; Est 2,17; 2 Chr 11,21) und bei Gott als Objekt immerhin im Sinne von „seine Liebe zeigen“ verstanden werden kann (1 Kön 3,3).

Die ingressive Bedeutung verkennt Verf. allerdings, weil er das *imperfectum consecutivum* nur präterital („past tense“, S. 199 und 256–265) versteht und nicht präterital-perfektiv, wie es bei einer prototypischen Erzählform für vergangene Haupthandlungen im Erzählvordergrund – von Verf. selbst auf S. 295–297 ausdrücklich akzeptiert und auch vom mehrmals zitierten Hopper überzeugend herausgestellt – ganz normal wäre. Damit entspricht der hebräische Befund einer typologisch üblichen Zuordnung. Es ist ja weithin anerkannt, daß z.B. der perfektivierende griechische Aorist bei durati-

ven Verben oft (wenngleich nicht ausschließlich) eine ingressive Bedeutung hat, wie bei *ebasileusa* für „ich wurde König“. Umgekehrt dient bei *keimai* „liegen“ als Vergangenheitsform das (imperfektive) Imperfekt, während für eine ausdrücklich ingressive Nuance der von diesem Verb nicht gebildete Aorist eines Synonyms wie *koimaō* „ruhig sein, schlafen“ verwendet wird (cf. Jacob Wackernagel, *Vorlesungen über Syntax*, Erste Reihe, Basel 1926, S. 172). Zweifelsfrei imperfektive Verwendungen des *imperfectum consecutivum* sind indes gar nicht belegt. Mithin hat es sicher eine präteritale und perfektive Bedeutung, nicht nur eine präteritale (so im Widerspruch zu seinen vorausgehenden Ausführungen Verf. auf S. 337: „past perfective *wayyiqtol*“!).

Weil die von Verf. vertretene Interpretation des *imperfectum consecutivum* bei stativischen Verben also äußerst fragwürdig ist, bleiben auch die aus ihr gewonnenen typologischen Konsequenzen für die Deutung des „Perfektes“ als primär perfektiv (S. 201–217) zweifelhaft. Dessen perfektiver Charakter ergebe sich nämlich vor allem daraus, daß mit der Gegenwartsbedeutung bei perfektivierenden Formen einerseits und präteritalen Zuständen bei Vergangenheitsformen andererseits eine typologisch normale Korrelation liege. Doch das Argument ist nicht stichhaltig, weil sich, wie oben dargelegt wurde, gar nicht erweisen läßt, daß das *imperfectum consecutivum* mit stativischen Verben einen präteritalen Zustand ausdrückt, da die relevanten Belege zutreffender als ingressiv, also nicht-zuständlich, interpretiert werden müssen. Wenn das *imperfectum consecutivum* überhaupt keine aspektneutrale Vergangenheitsform ist, sondern eine perfektivierende, wird diese typologische Analogie somit hinfällig.

Zwar wäre es trotzdem möglich, das „Perfekt“ primär als perfektive Form zu analysieren, doch dafür gibt es, wie gesagt, keinen Beweis, weil die Verwendung in nicht-präteritalen Kontexten, die bei fientischen Verben die überwiegende Mehrheit bilden – freilich mit verschiedenen Schattierungen wie Präteritum, Resultativperfekt oder, in Nebensätzen, Vorvergangenheit –, immer noch relativ vorzeitig und folglich primär temporal sein könnte. Auch der häufige Gebrauch für den Koinzidenzfall wäre damit an sich vereinbar: die bei performativer Funktion typologisch geforderte Korrelation von aspekt-prominentem Verbalsystem mit perfektiver und tempus-prominentem Verbalsystem mit imperfektiver Form (S. 208), die das einzige weitere Argument darstellt (vgl. S. 213), ist zwar in der Tat häufig, aber im Lichte der Variation von „Perfekt“ und Partizip in sonst parallelen Ausdrücken bereits im Biblisch-Aramäischen offenbar doch nicht so strikt (vgl. Esr 4,14b mit 4,16; siehe Rez., *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*, Wiesbaden 2004, 209–210, mit weiterer semitistischer Literatur). Ebenso verwenden slavische Sprachen imperfektive Formen für den Koinzidenzfall (vgl. die Beispiele in Igor Z. Žagar und Matejka Grgič, *How to Do Things with Tense and Aspect: Performativity before Austin*, Newcastle 2011, 42–47). Außerdem wäre es nicht die einzige Alternative, das „Perfekt“ als Präsensform zu betrachten, sondern der Koinzidenzfall begegnet, wie der zitierte Koschmieder am Türkischen gezeigt hat, durchaus als „Extratemporalis“. Zur generellen Vereinbarkeit des „Perfektes“ beim Koinzidenzfall mit relativer Vorzeitigkeitsfunktion vgl. zudem Stefan Weninger, *Das Verbalsystem des Altäthiopischen*, Wiesbaden 2001, 310.

Das Anführen typologischer Literatur ersetzt also keine Überprüfung der unmittelbar relevanten Sprachtatsachen

selbst. Überdies kann das Insistieren des Verf. auf typologischer Plausibilität hier gegen ihn verwendet werden, denn die bei seiner Erklärung des „Perfektes“ als rein perfektive Form geforderte Entwicklung erst vom westsemitischen Resultativ und dann über das vermeintlich biblisch-hebräische (aspektuelle) Perfektiv letztlich zum rabbinisch-hebräischen (temporalen) Präteritum wäre in dieser Reihenfolge ausgesprochen ungewöhnlich. Indes hält keines der Argumente, die er zur Unterstützung seiner perfektiven Interpretation des „Perfektes“ anführt, einer Überprüfung stand. Bei der üblichen Bedeutung dieser Form kann bislang weder aus deskriptiver noch aus theoretischer Perspektive klar unterschieden werden zwischen tempusneutralem perfektiven Aspekt und aspektneutraler Vorzeitigkeit, wie es auch dem „default pattern of temporal interpretation“ entspricht (so richtig auf S. 267–268). Damit ist zugleich der Gebrauch des „Perfektes“ von *hyī* „sein“ als reiner Vergangenheitsanzeiger (z.B. Gen 3,1; 42,11 etc.) leicht erklärbar, während er bei einer aspektuellen Deutung eine eigene Diskussion erforderte, auf die Verf. aber verzichtet. Rez. bevorzugt fürs erste eine Analyse als Vergangenheits- oder Vorzeitigkeitsform.

An der längst anerkannten Assoziation des „Langimperfektes“ mit dem imperfektiven Aspekt kann indes kein Zweifel bestehen; die abwegige Reduktion des Funktionsspektrums auf eine nicht-volitivische Modalform verdankt sich, wie Verf. überzeugend darlegt (S. 218–219), nur linguistischer Blauäugigkeit. Einige eindeutig nicht-habituelle imperfektive Verwendungen des „Langimperfektes“, die Verf. lediglich dem „past imperfect“ subsumiert (S. 218), ließen sich aber präziser auch phasal verstehen, etwa inchoativ *tsubbānā* „fingen an, sich im Kreis zu bewegen“ in Gen 37,7, *ynahšū* „begannen es als ein gutes Omen zu betrachten“ in 1 Kön 20,33 (statt wie sonst üblich mit *hll* „beginnen“) und eventuell *yābō* „machte sich daran, zu betreten“ in 2 Sam 15,37 (doch in Parallele mit einem *imperfectum consecutivum* und daher hier vielleicht nur stilistische Variation?) oder kontinuierativ *ye’āsū* „versammelten sich während der ganzen Zeit“ in Esr 9,4 (sonst eher mit dem Adverb *’ōd* „immer noch“ ausgedrückt). Auffällig sind weiterhin ähnliche Belege in sporadischen numerischen Ausdrücken wie dreimal *yiṭnā* „wandte sich“ in 1 Sam 13,17–18 (Spezifikation einzelner Komponenten einer komplexen Handlung?) oder *ya’alē* „kam darauf“ in 1 Kön 10,16. Wegen der semantischen Unbestimmtheit der zugrundeliegenden, mit dem imperfektiven Aspekt unlösbar verbundenen Kategorie „unbegrenzt“ sind solche vielfältigen Nuancen sprachübergreifend gut bezeugt, wie etwa beim griechischen Imperfekt oder den zahlreichen Verwendungen des allgemein-faktischen imperfektiven Aspektes im Russischen. Siehe dazu bald ausführlicher und mit weiterer Literatur Rez., „Non-Progressive and Non-Habitual Uses of Imperfective Aspect in Ancient Hebrew“, erscheint in: Markus Witte (Hg.), *Tense and Aspect in Ancient Language*.

Dennoch greift eine monistische Zuspitzung auf den imperfektiven Aspekt angesichts der vielen Querverbindungen dieser nur schwach markierten Form zu modalen und temporalen Kategorien offensichtlich zu kurz. Andere „Langimperfekta“ mit gleichfalls präteritalem Zeitbezug, doch wiederum ohne habituelle Nuance, sind am besten als konativ zu interpretieren, etwa in *’adabber* „ich versuchte zu reden“ 1 Kön 21,6 (das Gespräch führte, wie sich aus dem Kontext ergibt, zu keinem Ergebnis), andere scheinen in den Bereich der deklarativ-epistemischen Modalität hineinzu-

schillern, so etwa die schwierigen Formen *’a’alē* „ich führte ja herauf“ in Ri 2,1 (von Verf. auf S. 260 Anm. 94 irrtümlich als archaisches „Kurzimperfekt“ gedeutet, aber das ist nachweislich falsch, weil es sich um eine morphologisch eindeutige Langform handelt; auf S. 258 nennt er es noch vorsichtiger einen „disputed case“) und *yakkūhū* „sie schlugen ihn bekanntlich“ in 2 Kön 8,29. Jedoch ist das semantische Netz des Verf. trotz seines Plädoyers auf S. 269 zu grobmaschig, um diese feinen Schattierungen aufzufangen.

Die Beispiele für das „gnomische Perfekt“, die er als normale perfektive Formen erklärt (S. 214–216), ließen im Prinzip ebenfalls eine epistemisch-modale Deutung zu, denn typologisch ist die enge Verwobenheit von temporal-aspektuellem Resultativ und epistemisch-modaler Inferenz ohne Schwierigkeiten zu unterbauen (dazu Rez., „Some General Remarks on Interactions between Aspect, Modality, and Evidentiality in Biblical Hebrew“, *Folia Orientalia* 49 [2012], 225–232, hier S. 228, mit weiterer linguistischer Bibliographie). Gleiches gilt *mutatis mutandis* vermutlich auch für die umstrittenen Belege des „prophetischen Perfektes“, vor denen Verf. aber das Handtuch wirft und – mit Recht – sagt, daß sie noch der Klärung bedürften (S. 216–217).

Wo andererseits das „Langimperfekt“ für zukünftige Aussagen auftritt, verblaßt die imperfektive Nuance augenscheinlich zugunsten einer temporal-modalen. Verf. muß hierfür, um seine Hypothese einer rein imperfektiven Grundbedeutung zu retten, auf eine hochspekulative Erklärung zurückgreifen, nach der die vermeintlich randständige futurische Verwendung des sonst imperfektiven „Langimperfektes“ erst durch Konkurrenz mit dem Partizip aufgewertet worden sei (S. 221–222). Das kann jedoch kaum zutreffen, da der futurische Gebrauch der gleichen Form auch in verwandten Sprachen ganz regelmäßig bezeugt ist, die aber im Gegensatz zum Hebräischen überhaupt kein verbalisiertes prädikatives Partizip besitzen, wie im Ugaritischen (z.B. *zbl ’ršm yšu* „der Kranke wird sein Bett nehmen“ in KTU 1.14:II:45–46, wegen der Schreibung mit {u} sicher Langform), im Altaramäischen (z.B. *yhw h* „wird sein“ in KAI 223A,4, durch das {h} ebenfalls als Langform ausgewiesen) oder im Klassisch-Arabischen (auch ohne *sa-/sawfa*, siehe Hermann Reckendorf, *Arabische Syntax*, Heidelberg 1922, S. 13). Diese zufällig herausgegriffenen Beispiele ließen sich mühelos vervielfältigen. Statt dessen würde das Problem durch die Annahme eines intrinsischen, immer schon bestehenden Konnexes von Imperfektivität, Modalität und Futur elegant gelöst. Mit einer rigorosen Berücksichtigung der temporal-aspektuell-modalen Verzahnungen kommen solche Fälle also eher zu ihrem Recht, während die Suche nach einer *basic meaning*, die für Verf. beinahe eine Glaubenssache ohne weitergehende praktische Implikationen zu sein scheint, schnell zum Klotz am Bein wird.

Dies zeigt sich vor allem dann, wenn die übergeordneten Kategorien so allgemein sind wie der theoretisch nicht unproblematische Oberbegriff „Irrealis“ für die modalen Funktionen des „Perfektes“ einschließlich des *perfectum consecutivum* und des „Langimperfektes“. Sie unterscheidet Verf. vor allem auf Grund verschiedener Wortstellungsmuster von dem morphologisch und semantisch transparenteren, aus Imperativ und „Kurzimperfekt“ (Jussiv) bestehenden „direktiv-volitiven“ Modus-Subsystem mit komplementärer Verteilung der Formen über die grammatischen Personen. Dagegen sei der Kohortativ der traditionellen Grammatik nicht als eigene Modalform zu interpretieren, weil hier nur

ein Jussiv der ersten Person mit Endung *-ā* zum Ausdruck einer lokativen oder reflexiven Nuance vorliege (S. 238–241; die gebräuchlichere Herleitung des hebräischen Kohortativs aus dem älteren semitischen Subjunktiv geht aber nicht auf Moran zurück, wie Verf. auf S. 238 zu meinen scheint, sondern wurde bereits von Bauer vertreten: Hans Bauer und Pontus Leander, *Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments*, Halle an der Saale 1922, 273).

Der „Irrealis“ führt Verf. aber wiederum vor das Problem, wie genau die vielen einzelnen modalen Nuancen aus einer imperfektiven Grundbedeutung abzuleiten seien (S. 245–246). Auch hier ist die Verlegenheitslösung, es müsse eine „Kontamination“ zwischen Kurz- und Langform wegen ihrer teilweisen formalen Überschneidung im Biblisch-Hebräischen stattgefunden haben, vermutlich anachronistisch, weil modale Verwendungen bereits für das ugaritische „Langimperfekt“ durchaus belegt sind (z.B. *ʾštynh* „ich mußte trinken“ in KTU 1.4:III:16 mit Rez., *BiOr* 69 [2012], 517), das dort aber offensichtlich in allen Fällen formal vom „Kurzimperfekt“ verschieden war; ähnlich im Klassisch-Arabischen (siehe die Beispiele in Hermann Reckendorf, *Arabische Syntax*, Heidelberg 1922, 14–15). Umgekehrt wird ein Schuh daraus: semantische Überschneidungen im Bereich der Modalität, wie sie in den sporadischen deontisch-modalen Belegen des „Langimperfektes“ und zumindest in einigen möglichen epistemisch-modalen des „Kurzimperfektes“ immerhin ansatzweise greifbar werden (dazu hilfreiche Bemerkungen auf S. 247–248; vgl. knapp Rez., „Probleme der Vermittlung von Tempus, Aspekt und Modalität im Hebräischen“, *Kleine Untersuchungen zur Sprache des Alten Testaments und seiner Umwelt* [KUSATU] 12–14 [2011], 7–39, hier S. 28–29), könnten die formale Annäherung zusammen mit dem Ausfall der kurzen unbetonten Auslautvokale im Westsemitischen des ersten Jahrtausends v.Chr. (der zunächst hauptsächlich Personen des Singulars betraf) zusätzlich gefördert haben.

Wiederum überzeugt es mehr, Verzahnungen zwischen Aspekt und Modalität als primär anzusetzen und aus immer schon bestehenden – da inhärenten – kognitiven Überschneidungen wie Unbegrenztheit zu erklären als linear das eine aus dem anderen abzuleiten (siehe Rez., „Some General Remarks on Interactions between Aspect, Modality, and Evidentiality in Biblical Hebrew“, *Folia Orientalia* 49 [2012], 225–232, hier S. 227–228). Dies würde davon entbinden, die häufige habituelle Verwendung von „Langimperfekt“ und *perfectum consecutivum*, die hier als modal, da nicht-aktuell, verstanden und dem „Irrealis“ zugeordnet wird, von der als durative Verlaufsform loszukoppeln, obgleich beide leicht ineinander übergehen. Man sieht das u.a. daran, daß die Entscheidung zwischen durativ oder habituell etwa bei *yaʿalā* ... *whišqā* „stieg auf ... und bewässerte“ in Gen 2,6 kaum sicher zu treffen ist: stieg der lebensspendende Dunst bei der Entstehung der Welt ständig auf (durativ, also primär aspektuell) oder immer wieder mit Unterbrechungen (habituell, laut Verf. primär modal)? Und wie verträgt sich das überhaupt damit, daß Verf. Habitualität sonst dem Phasenaspekt subsumiert (so ausdrücklich auf S. 25) und eben nicht der Modalität?

Weitere Schwierigkeiten entstehen dadurch, daß Verf. das *perfectum consecutivum* nicht als eigenständige Formkategorie klassifiziert. Zwar fehlen in der Tat semitische Parallelen und der in der masoretischen Punktierung – wenngleich

inkonsistent (vgl. 1 Sam 17,34–35, wo man auf Grund des Kontextes Formen der ersten Person mit Ultimabetonung erwarten würde) – angezeigte Unterschied im Wortdruck zum normalen „Perfekt“ muß keineswegs alt sein, während die modalen Funktionen im Prinzip plausibel aus der Verwendung des „Perfektes“ in Konditionalsätzen erklärt werden können. Man sollte erwähnen, daß dies bereits vorgeschlagen wurde von William L. Moran, „The Hebrew Language in its Northwest Semitic Background“, in: G. Ernest Wright (Hrsg.), *The Bible and the Ancient Near East. Essays in Honor of William Foxwell Albright*, Garden City 1961, 53–72, hier S. 65, obgleich Verf. die Entwicklung zugegebenermaßen detaillierter nachzeichnet. Das bietet sich auch an, weil deontisch-modale Funktionen des „Perfektes“, wie er korrekt vermerkt (S. 250 Anm. 67), sonst kaum sicher identifiziert werden können. Doch einmal ist die aspektuelle Interpretation des „Perfektes“, an der Verf. auch bei modalem Gebrauch festhält und dabei sichtlich ins Schwitzen kommt (S. 254–256), dafür nicht nötig, denn die gleiche Analogie funktionierte auch bei einer relativ-vorzeitigen Bedeutung. Zum anderen führt das zu der merkwürdigen Situation, daß eine im Kontext unzweifelhaft habituelle Nuance dann mit dem perfektiven Aspekt verbunden wird, obwohl man dafür wie in vielen anderen Sprachen eine imperfektiv konnotierte Formkategorie erwarten würde.

Eine solche überraschende semantische Differenz müßte mit eindeutigen Beispielen nachgewiesen werden, aber an allen Stellen, an denen habituelles „Langimperfekt“ und *perfectum consecutivum* zusammen auftreten, ist der Unterschied rein syntaktisch: das *perfectum consecutivum* wird zur Kettenbildung bei Reihen von Nebenhandlungen verwendet und nimmt die Erststellung ein, was beim „Langimperfekt“ ausgeschlossen ist, da diese ja dem „Kurzimperfekt“ vorbehalten bleibt. Deutlich wird das neben dem zitierten, aber kaum überzeugend gedeuteten Beispiel Gen 2,2–3, wo ebenfalls kein nachvollziehbarer Aspektunterschied begründet werden kann, auch z.B. in Gen 6,4, 2 Sam 12,31, 1 Kön 14,28, 2 Kön 3,25, Hi 1,5 etc., wo beide Konjugationen wiederholte Handlungen mit fraglos identischer aspektueller Nuance ausdrücken. Der syntaktische Gebrauch des *perfectum consecutivum* bei wiederholten Handlungen entspricht also genau seiner Verwendung bei der Fortführung einer modalen Form zum Ausdruck kontextuell untergeordneter Anweisungen, wie Johannes F. Diehl, *Die Fortführung des Imperativs im Biblischen Hebräisch*, Münster 2004, 223–303, eingehend gezeigt hat: bei der angeleglichen Korrelation zwischen *perfectum consecutivum* und „Vordergrund“ außerhalb von Erzählungen (S. 305–308) hätte das berücksichtigt werden sollen. Doch auch hier erfordert die Kettenbildung im Widerspruch zur Interpretation des Verf. von Ex 25,10–14 (S. 254) keineswegs einen perfektiven Aspekt.

Der modale Gebrauch des *perfectum consecutivum* ist also aus einer Erweiterung seines häufigen Vorkommens in Konditionalsätzen an sich nachvollziehbar erklärbar, aber für die habituelle und damit doch wohl imperfektive Nuance müßte man im Lichte der bislang bekannten Sprachtatsachen am ehesten eine Angleichung an das „Langimperfekt“ annehmen, bei dem der Zusammenhang von modalen und imperfektiven Nuancen schon zum Ererbten, auch in anderen semitischen Sprachen nachweisbaren Funktionsspektrum gehört. Als semantisch polares, aber syntaktisch vergleichbares Gegenstück zum *imperfectum consecutivum*, das die alte Langform des „Imperfektes“ aus der Erststellung verdrängte,

wäre das (*pace* S. 209) ohne weiteres vorstellbar, denn das „Langimperfekt“ kann zumindest in Prosa bekanntlich keine Ketten bilden. Die dort ganz seltenen Fälle von „Langimperfekt“ mit *w-* behandelt Verf. nicht, unstrittige Langformen werden in 1 Kön 15,19b; 18,5; 2 Kön 6,17; Jer 21,2, anscheinend final gebraucht, sind aber noch nicht abschließend erklärt: handelt es sich eventuell um falsche Analogien des „Kurzimperfektes“ oder Kohortativs nach einem Imperativ in Konditionalsätzen? Unabhängig davon muß das *perfectum consecutivum* wegen seines spezifischen Funktionsspektrums jedenfalls synchron durchaus als selbständige Konjugation betrachtet werden.

Die vergleichsweise knappe Behandlung von Temporalität (S. 256–268) bietet einen nützlichen Überblick über die verschiedenen Hypothesen zum Ursprung des *imperfectum consecutivum*, leidet aber unter dessen gewiß verfehlter Interpretation als aspektneutrale Vergangenheitsform und nicht als ausdrücklich perfektive (s.o.). Wengleich aus der Verschmelzung von */wa-* „und“ mit dem alten präteritalen „Kurzimperfekt“ sicher eine neue Konjugation entstanden ist, bei der das Präfix nicht immer und ausschließlich „und“ bedeutet, sind die Einwände gegen einen grundsätzlichen Ausdruck des Handlungsfortschrittes nicht besonders schwerwiegend: wo das *imperfectum consecutivum* keine zeitlich nachfolgende Handlung anzeigt, geht es meist nur um spezifische „Identitätsfälle“, bei denen eine Gesamtsituation auf zwei Verben verteilt wird (vgl. die Beispiele auf S. 259 und 289–291; zur vermutlich unrichtigen statischen Interpretation beim Verb *'hb* „lieben“ in Gen 29,18 auf S. 290 s.o.). Die ursprüngliche Funktion des zugrundeliegenden */wa-* ist also wohl nicht völlig verblaßt – womit sich die anderen, auf S. 258 kurz referierten Etymologien dieses Präfixes erledigen.

Bei der Deutung des seit jeher umstrittenen präteritalen „Imperfektes“ nach dem Adverb *'āz* „dann“ widerspricht Verf. sich: erst betont er, die Bestimmung der Form als archaisches „Kurzimperfekt“ sei „problematic on several grounds“ (S. 260), drei Seiten später akzeptiert er sie dennoch (S. 263: „may tentatively be identified as archaic past“). Nicht behandelt wird indes die gar nicht so unwahrscheinliche Möglichkeit, daß hier eine sekundäre Analogie unter Einfluß des *imperfectum consecutivum* vorliegen könnte. Damit ließen sich vielleicht auch die auffälligen Belege eines offenbar präteritalen freistehenden „Kurzimperfektes“ ausgerechnet in einem eher späten Text wie Hiob verbinden (Hi 18,9; 33,26–7; 36,14–15; vgl. Rez., *Journal of Semitic Studies* 63 [2018], 499). Auch in diesem Fall sind noch längst nicht alle Probleme gelöst.

Im letzten Kapitel widmet Verf. sich abschließend den diskurs-pragmatischen Verwendungen der Verbalformen und zeigt nach einer sehr ausführlichen theoretischen Einleitung, daß diese, wie er bereits in der Revue der Forschungsgeschichte mit Recht betonte, nicht einer semantischen Interpretation gegenüberstehen könnten, sondern aus dieser hervorgehen müßten. Erst eine Kombination beider erzeuge ein maximales Verständnis eines Verbalsystems. Nützlich sind hier vor allem die Beobachtungen zum diffizilen *imperfectum consecutivum* in den Psalmen (S. 298–304: meist „Äquivalenz“, teils zeitliche Folge), das nach der veralteten Studie von Michel neu und umfassend untersucht werden müßte. Die abschließende diskurslinguistische Fallstudie (S. 312–337) hätte vermutlich noch etwas gekürzt und zugespitzt werden können.

Dagegen werden wichtige diachrone Entwicklungen im Hebräischen wie „Pseudo-Kohortative“ (S. 240), Überbleibsel des archaischen freistehenden „Kurzimperfektes“ (S. 258 mit Anm. 90; S. 260 mit Anm. 94) oder des kopulativen „Perfektes“ als spätere Erzählform (S. 264) zwar *en passant* erwähnt und teils um Ausblicke auf das Rabbinisch-Hebräische ergänzt, aber nicht systematisch dargestellt. Deshalb bleibt die historisch-linguistische Dimension unvollständig, es fehlt vor allem eine Behandlung der *imperfecta consecutiva* auf der Grundlage der Langform (vgl. Rez., „Untypical wayyiqtol Forms in Hebrew and Early Linguistic Diversity“, in: Ethan C. Jones [Hg.], *The Unfolding of Your Words Gives Light. Studies on Biblical Hebrew in Honor of George L. Klein*, University Park 2018, 21–37), des nachklassischen Abbaus der habituellen Nuance des *perfectum consecutivum* und der wenigen, aber erklärungsbedürftigen Verwendungen des absoluten Infinitivs anstelle finiter Formen (wohl am besten zu verstehen als Erweiterung der adverbialen Funktion, mit der Bezeichnung von Nebenumständen als Zwischenschritt: Rez., *BiOr* 75 [2018], 587, und 76 [2019], 154).

Bei der Bibliographie stört, daß manche Standardwerke im Text nach dem Erscheinungsjahr eines photomechanischen Nachdrucks zitiert werden („Driver 1998“, aber mit Ausnahme der neuen Einleitung von 1872; „Bauer and Leander 1991“, doch bereits 1922 erschienen; „Dillmann 1974“, englische Übersetzung allerdings schon von 1899), was zu einem anachronistischen Bild führt. Neben Tipp- und anderen Flüchtigkeitsfehlern (stets „Althebräistik“ statt „Althebraistik“; bei Weinrich sind Erscheinungsort und Verlag inkorrekt, statt „Stuttgart: Kohlhammer“ lies: „Munich: Beck“), wie sie in vergleichsweise großer Zahl auch den Haupttext entstellen (man hofft nur, daß der in Nordamerika lehrende Verf. wegen des zweimaligen Gebrauches des falschen Pronomens „he“ bei Beate Ridzewski auf S. 198, Anm. 31, nicht vor ein Diversity-Standgericht kommt), steht bei Warren 1998 verwirrenderweise die falsche Referenz: nicht, wie richtig, die unveröffentlichte Cambridger Dissertation dieses Autors mit dem Titel *Modality, Reference and Speech Acts in the Psalms* (die wenig weiterführenden Ergebnisse sind in einem Artikel gleichen Titels im *Tyndale Bulletin* 53.1 [2002], 149–152, immerhin ganz kurz zusammengefaßt), sondern ein Aufsatz aus demselben Jahr zu einem anderen Thema. Steiner 2000 (zitiert auf S. 314) wird gar nicht aufgelöst, daher hier die entsprechende Angabe: Richard C. Steiner, „Does the Biblical Hebrew Conjunction -ו Have Many Meanings, One Meaning, or No Meaning At All?“, *Journal of Biblical Literature* 119/2 (2000), 249–267.

Die Indizes verzeichnen Autoren und Bibelstellen, keine Stichwörter, und erschweren damit das thematische Nachschlagen der vielen linguistischen Begriffe und Konzepte, die einem Großteil der Leser nicht vertraut sein dürften. Auch sind beide Verzeichnisse unzuverlässig: die Verweise auf G.R. Driver auf S. 195 und S. 250 Anm. 87 etwa fehlen genauso wie der auf Ri 2,1 auf S. 258, während auf S. 314 nicht der im Motto des Vorwortes (S. ix) zitierte George Steiner, sondern Richard Steiner gemeint ist, dessen Artikel aber beim Zusammenstellen des Literaturverzeichnisses übersehen wurde (s.o.). Außerdem korrigiere S. 382, mittlere Spalte, erste Zeile „Isaiah (cont.)“ zu „Jeremiah (cont.)“. Von einer sorgfältigen Endredaktion hätte das unfertig anmutende, teils redundante Manuskript entschieden profitiert, denn man merkt noch auf Schritt und Tritt, daß an ihm über einen langen Zeitraum immer wieder und wohl mit Unter-

brechungen gearbeitet wurde (das deutet Verf. auf S. x auch selber an).

Das Fazit fällt gleichwohl positiv aus. Diese Monographie bietet die zur Zeit ambitionierteste Synopse des hebräischen Verbalsystems in Buchlänge, weil sie auf respektablem Niveau die allgemein-linguistischen Grundlagen, die historisch-semitischen Bedingungen und die synchron-hebräischen Verhältnisse zu einer holistischen Darstellung vereinigt: die finiten Formen bezeichnen insgesamt in je eigener Weise Tempus, Aspekt und Modalität. Besonders dankbar ist man Verf. dafür, daß er eine Schneise schlägt durch den Wildwuchs der hebraistischen Diskussion während des letzten halben Jahrhunderts und aufräumt mit untauglichen Vereinfachungen, die dadurch nicht richtig werden, daß ihre Vertreter sie teils über Jahrzehnte immer wieder unbelehrbar repristinieren. Darin liegt der größte Nutzen seiner Arbeit, denn das Einreißen von Ruinen geht ihm leichter von der Hand als das Errichten neuer Gebäude.

Freilich sollten die einzelnen aspektuellen und modalen Verwendungsweisen mit schärferen Konturen beschrieben, die kaum richtige Reduktion des gewiß präterital-perfektiven *imperfectum consecutivum* auf eine präteritale Funktion korrigiert, die keineswegs eindeutige (wiewohl mögliche, aber hier nicht überzeugend begründete) perfektive Deutung des „Perfektes“ nuanciert und die Erklärungskraft einfacher Grundbedeutungen nicht überschätzt werden. Die Argumentation des Verf. leidet zudem darunter, daß bei der Ableitung der mannigfachen konkreten Verwendungen aus den Konzepten „perfektiver Aspekt“ und „imperfektiver Aspekt“ mitunter fragwürdige diachronisch-typologische Annahmen gemacht werden, die sogar klar bezeugte allgemein-westsemitische Verhältnisse anachronistisch zu einer sekundären Sonderentwicklung des Hebräischen verzerren (wie bei den futurischen und modalen Schattierungen des „Langimperfektes“) oder einen komplizierten übersprachlichen Befund ungebührlich vereinfachen (wie die Verwendung als Koinzidenzfall als hinreichender Erweis einer perfektiven Bedeutung). Nach Meinung von Rez. muß eine solche cartesische Systematisierung, wie oben erläutert, zugunsten flexibler semantischer Spektren mit je unterschiedlichen Überschneidungen von Tempus, Aspekt und Modalität aufgegeben werden, weil die ein-eindeutige Verbindung von „Langimperfekt“ mit imperfektiv und „Perfekt“ mit perfektiv nicht widerspruchsfrei gelingen kann. Ungeachtet solcher Einwände haben weitere Untersuchungen jetzt ein deutlich solideres Fundament als zuvor. An vielen Beiträgen zum hebräischen Verbalsystem kann man guten Gewissens vorbeigehen – an diesem nicht.

Ludwig-Maximilians-Universität München Holger GZELLA  
März 2020